

GEORG GRIFFIN

SÜDSEEPIRATEN

BEN BOLT · DER ABENTEURER

NR. 1



**Dieses Buch gehört zu unseren exklusiven Sammler-Editionen
und ist nur unter www.BLITZ-Verlag.de versandkostenfrei erhältlich.**

In unserem Shop ist dieser Roman auch als E-Book lieferbar.

**Bei einer automatischen Belieferung gewähren wir Serien-Subskriptionsrabatt.
Alle E-Books und Hörbücher sind zudem über alle bekannten Portale zu beziehen.**

© 2026 BLITZ-Verlag

Redaktion: Danny Winter

Logo und Umschlaggestaltung: Mario Heyer

Satz: Gero Reimer

Gedruckt in der EU

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-68984-132-2

Hinweis zur KI-Nutzung:

Das Cover dieses Buches wurde mit Unterstützung von künstlicher Intelligenz erstellt.

INHALT

BLUT UM DIAMANTEN	7
DIE WEISSE MÖRDERIN	39
DIE STADT DER TOTEN	73
ABENTEUER AM PAZIFIK	107
PIRATEN DER SÜDSEE	147

GEORG GRIFFIN



BLUT UM DIAMANTEN

Diamanten

Ein leichter Wind, der aus dem tiefblauen Himmel zu kommen schien, bewegte die Blätter der Palmen vor der Veranda des Hotels Accolada in San Fernando, der letzten Stadt Boliviens, hart am Dschungelrand. Wir saßen unter dem orangeroten Gartenschirm vor unseren Drinks, Ben Bolt und ich. Vor kaum drei Tagen waren wir aus dem Urwald zurückgekehrt und gedachten, uns ein wenig von den durchlebten Strapazen zu erholen. Ruhig schaute mein Freund Ben über den Platz vor dem Hotel. Über seinem tiefbraunen, scharf geschnittenen Antlitz lag ein Lächeln. Wenige Schritte von uns entfernt, mitten unter den schnatternden Indianerweibern und den Maultiergespannen mit dem grellroten Fransenwerk, hockte unser getreuer Weggefährte auf dem Pflaster, der Neger Morro, umgeben von einer Schar Farbiger. Ein Holzbrett, mit Kreisen bemalt, lag vor ihnen, die Messer wirbelten durch die Luft und fuhren mit der Spitze knackend ins Holz. Sie spielten *Jogo*, stundenlang, mit großem Eifer.

Da bog aus der Via carvao ein dunkelblauer Studebakerwagen in den Hauptplatz ein und hielt vor dem Hotel. Alle kannten das vornehme Auto. Es gehörte dem Diamantenhändler Señor Emanuel Sabata, dem Besitzer der alleinigen Schürfrechte der gesamten Südprovinz. Der Negerjunge, der in seiner grünen Uniform den Hotelboy zu spielen hatte, stürzte sich zum Auto und riss den Wagenschlag auf. Señor Sabata stieg behäbig aus, die fette,

gepflegte Hand hielt dem Jungen ein Geldstück hin, dann schritt er zur Veranda empor, direkt auf uns zu. Ein kurzes Nicken, die üblichen Höflichkeitsfragen, dann ließ sich der Millionär schwerfällig in den Korbstuhl fallen und rührte gedankenvoll die Eisstückchen in seiner Limonade um.

Wir sahen schweigend zu. Was wollte der Mann? Wir brauchten nicht lange zu warten.

„Mister Ben Bolt“, begann Don Sabata, „ich erfuhr gestern zufällig durch einen gemeinsamen Bekannten, dass Sie in San Fernando sind. Und mir war sofort klar, Sie sind der einzige Mann, der mir helfen kann. Nur Sie.“ Der Zeigefinger des Millionärs mit dem riesigen Smaragd wies auf Ben Bolts Brust. „Seit Wochen stürzen die Diamantenpreise. Inzwischen reagiert der Weltmarkt. Señor Bolt, ich bin nicht müßig geblieben, wie Sie sich denken können, und meine Recherchen, kostspielig und mühevoll, bestätigten meine schlimmsten Befürchtungen. Meine mir allein zustehenden Schürfrechte, die jährlich ein Vermögen an Steuern kosten, werden von Unbefugten ausgebeutet.“ Nervös fuhr Señor Sabata mit dem Seidentaschentuch über seine hochrote Glatze.

Ben Bolt sog schweigend an der kurzen Pfeife.

„Sie verstehen“, fuhr der Diamantenhändler erregt fort, „dass eine unkonzessionierte Bande mit ihrer schwarzen Ausbeute die Preise spielend unterbieten kann und dabei noch ein Vermögen verdient. Jeder Peseta, den sie machen, sind zwei aus meiner Tasche! Das ist der Ruin, Señor Bolt!“ Wütend klopfte der Zeigefinger des Millionärs auf die bunte Tischdecke mit den indianischen Mustern.

Langsam setzte Ben Bolt seine Pfeife ab. „Es ist zu vermuten, dass die Spuren der wahrscheinlich sehr gut organisierten Bande von San Fernando ausgehen, der letzten Stadt am Dschungelrande“, sagte er.

„Natürlich“, erwiderte der Händler lebhaft. „Deshalb schien es mir eine besondere Gunst des Schicksals, als ich hörte, dass Sie in San Fernando weilen. Señor Bolt, ich weiß, dass Sie den Teufel aus der Hölle holen, um einen Pappentitel, um einer Laune willen! Hören Sie, Señor Bolt, ich brauche Sie, ich muss Sie haben, nennen Sie mir Ihre Bedingungen.“

Ben Bolt hob seine sehnige Hand. „Señor Sabata, über das Geschäftliche können wir später reden. Sie kennen mich und ich kenne Sie. Im Augenblick interessiert mich etwas anderes. Sie waren doch auch mit dem Kautschukhändler Señor Rabanada in Geschäftsverbindung, wissen Sie etwas über seine Expeditionen in den Distrikt von Balo escuro?“

Der Millionär schaute in Ben Bolts harte braune Augen. Vor Überraschung und Ärger zog er die Oberlippe hoch, die aufgerissenen Augen quollen aus dem kupferfarbenen Gesicht. Er schnappte nach Luft, hässlich und komisch zugleich anzusehen, wie ein indianischer Götze. „Nach Balo escuro?“, fauchte er wütend. „Wie kann er es wagen? Das Kautschukmonopol für diesen Distrikt besitzt die mir attachierte Firma Nabo ganz allein. Sagen Sie, Señor Ben Bolt, sind Ihre Informationen absolut zuverlässig?“

„Instante, Señor Sabata.“ Ben Bolt rief kurz nach Morro, der erhob sich und kam auf uns zu. Unter dem mächtigen

Sombrero grinste freundlich sein Gesicht, breit und rund. Die weiße Jacke spannte sich um die prachtvollen Schultern und zeigte, vorne lässig geöffnet, Brustmuskeln wie die einer antiken Athletenstatue.

„Was weißt du vom Kautschukhändler Rabanada?“, fragte Ben Bolt ruhig.

„Er sucht Leute, Herr“, erwiderte dieser, „wieder für eine Fahrt den Rio Assado hinauf. Aber niemand will gehen. Schwere Arbeit, Herr, schwere Arbeit! Und gefährlich! Das Wasser ist voll von abgetriebenen, riesigen Bäumen, die sich im Grund verkeilt haben und unter Wasser liegen. Fährt man gegen die Krone, kentert das Boot.“ Die Augen des Negers wurden groß. „Und bei solchen Bäumen, Herr, da warten die Krokodile! Reißt die Strömung das Boot um, dann gibt es viel Menschenfleisch für sie.“ Seine Stimme wurde zu einem geheimnisvollen Flüstern. „Die Krokodile wittern es, so wie die Haie im Meer.“

Wir sahen uns wortlos an.

„Schwerbeladen ist das Boot und sie sollen nur vier Tage stromaufwärts fahren, bis zum Recollimento, einem kleinen Haus im Urwald. Wenn sie dort sind, müssen sie weiter und die Leute suchen, denen sie die Bootsladung bringen, zu den Arbeitern im Urwald.“

„Gut“, sagte Ben Bolt. „Señor Sabata weiß nun alles.“ Er entließ den Neger mit einem Kopfnicken. „Sehen Sie, Señor Sabata, das, was Sie eben hörten, weiß der Neger von den anderen Farbigen. Meine Beobachtungen sind folgende: Vor Monaten fuhren wir in einem kleinen Boot den Rio Assado hinauf, nur wir drei, mein Freund Georg Griffin, der

Neger Morro und ich. Wir suchten nach einer bestimmten Orchidee, die der Gattung *Cattleya* angehört. Ein Sammler hatte einen enormen Betrag für einige Wurzelknollen dieser Pflanze geboten. Sie wächst aus der riesigen Rinde eines alten Urwaldbaumes. Ein dürrtiges, grünes Kraut, ganz unscheinbar. Im faulenden Holz liegt die Knolle, sehr ähnlich einer kleinen schneeweißen Menschenhand. Alle Dutzend Jahre vielleicht treibt dieses Händchen eine Blüte von einer unerhörten, unwahrscheinlichen Pracht. Nur wenige Menschen sahen sie bisher, doch in den Sagen der Indianer taucht sie immer wieder auf. Diese Knollen also wollte ich finden. Zwei Tage waren wir den Rio Assado stromauf gefahren, am dritten wollten wir zur Mittagsrast anlegen, da sahen wir ein breites Rasenband am Ufer. Dort lag ein schmales Boot, ich kannte es, es gehörte dem Kautschukhändler Rabanada. Wir gingen an Land, ein Lagerfeuer brannte dort, Geschirr stand herum, ein Sack mit Maismehl lag auf dem Boden. Wo war die Bootsmannschaft? Weg, verschwunden, eilig aufgebrochen, als sie uns herankommen sahen. Bloß einen Nigger hatten sie zurückgelassen, der sich schwerhörig und dümmer stellte, als er war. Er zuckte zu jeder Frage die Achseln und guckte mürrisch vor sich hin. Bloß wenn ich mich dem Boot näherte, das mit Lebensmittelvorräten bis zum Rande gefüllt war, wurde er unruhig. Ich hatte das Gefühl, dass die Bootsleute, die nicht gesehen werden wollten, im Dschungel hockten, die Gewehre auf uns gerichtet. Wir verzogen uns wieder. Und in der folgenden Nacht, Señor Sabata, hatte ich Wache und schaute auf den Strom hinaus, der im Mondschein funkelte. Da fuhr

Rabanadas Boot an unserem Lager vorbei. Ein Irrtum war ausgeschlossen. Sieben Mann saßen darin und hatten die Ruder umwickelt. Man sollte sie nicht hören. Nachts fuhren sie an uns vorbei, um uns zu überholen. Wir blieben lange in unserem Lager und suchten die Umgebung nach unseren Orchideen ab, fanden aber nichts. Zwölf Tage später lagen wir am Ufer, zerfetzt von den Dornen, zerstoichen von den Moskitos, ohne eine einzige Knolle, eine höllische Wut in uns. Wer fährt da an uns vorbei, stromab? Die Rabanada-Leute! Und ihr Boot war ohne Ladung, es tanzte nur so übers Wasser. Nun brauchte man kein großer Geograph zu sein, um aus der Reisezeit auszurechnen, wo sie gewesen waren. Im Distrikt von Balo escuro. Und Kautschuk hatten sie keinen an Bord, Señor Sabata!“ Ben Bolt sah schweigend dem bläulichen Rauch aus seiner Pfeife nach.

„Und Sie meinen ...“, begann Señor Sabata.

„Natürlich“, unterbrach Ben Bolt. „Rabanada hat ein verborgenes Lager im Dschungel. Dort schürft man nach Ihren Diamanten, Señor Sabata! Da sollten wir etwas tun!“ Übermütig blitzten Ben Bolts braune Augen auf, als er dem Millionär die Hand über den Tisch hinstreckte. „Abgemacht, Señor Sabata?“, fragte er.

Freudig schlug der Händler ein. Sein nächster Griff galt dem Scheckbuch und der breiten Goldfüllfeder. Leicht knirschend flog die goldene Spitze über das Papier. Dann reichte er uns den Bon. Auf ihm stand ein Betrag, den man unbedingt als königlich bezeichnen konnte.

Ben Bolt faltete das weiße Papier und steckte es sorgfältig in seinen breiten Ledergürtel. Sein fröhliches Buben-

lachen flog über sein Gesicht, als er Señor Sabata die Hand reichte. „Sie haben das Ihrige getan, alles andere lassen Sie unsere Sorge sein!“

Señor Sabata verabschiedete sich und wir sahen zu, wie sein riesiger dunkelblauer Wagen majestätisch die Via Caracao hinabfuhr.

Ben Bolt erhob sich und reichte mir den Scheck. „Geh bitte zur Bank. Ich schaue nach Rabanada. Wir nehmen den nächsten Transport nach Balo escuro. Kommst du mit?“

Ich schluckte den Rest meines Drinks. „So eine Frage. Natürlich!“

In bester Laune sprang Ben Bolt die Stufen der Hotelveranda hinab. „Wir reisen, Morro!“, rief er, indem er den Neger übermütig auf den breiten Rücken schlug.

„Wann, Mistuh?“

„Bald!“, rief Ben Bolt und schritt gut gelaunt davon.

Nach einer Stunde kam er zurück. Rabanada hatte zugesagt. Morgen sollten wir abfahren.

Im Dschungel

Der Morgentau lag noch wie ein dichter silbergrauer Schleier auf dem Gras, als wir, Ben Bolt, Morro und ich, zum Ufer des Rio Assado hinabschritten, unsere lederen Reisesäcke über die Schultern gelegt. Die drei Neger, die noch mitkommen sollten, waren schon beim Boot. Wir warfen unsere Säcke unter die Ruderbank. Señor Marsano über-

prüfte noch einmal Boot und Ladung, dann setzte er sich ans Steuer und gab das Zeichen zur Abfahrt. Langsam glitt das Boot unter unseren Ruderschlägen auf das silbrige, träge fließende Wasser hinaus. Der Nebel lag so dicht, dass man das gegenüber befindliche Ufer nicht sah.

Als die Sonne hervorkam, waren wir schon im Urwald, und das Gekreische der Affen, die den auftauchenden Sonnenball begrüßten, mischte sich mit den misstönenden Schreien der Papageien. Mittags legten wir an, aßen und hielten Siesta. Als wir wieder ins Boot stiegen, blieb mein Blick an meinem Ledersack hängen. Ich hatte die Gewohnheit, die Schnüre des Reisebeutels in einer ganz bestimmten Weise zu knoten. Ich sah sofort, dass der Sack von jemand anderem geöffnet und dann wieder verschlossen worden war, während ich geschlafen hatte. Der Knoten war in anderer Art geschnürt. Dies beunruhigte mich. Wer konnte das gewesen sein? Ich war seit Jahren an den Umgang mit Negern gewohnt und wusste, dass sie die Weißen selten bestahlen. Sie fürchteten die geistige Überlegenheit des Europäers und waren überzeugt, dass der Diebstahl sofort entdeckt wurde. Wer blieb also? Nur unser Steuermann und Bootskommandant, Señor Marsano, im Übrigen ein wenig sympathischer Gesell. Ich hatte keine Gelegenheit, unauffällig mit Ben Bolt zu sprechen, als ich aber um zwei Uhr nachts die Lagerwache übernahm, ging ich leise zum Boot. Im grellen Mondlicht öffnete ich meinen Sack und suchte nach der automatischen Pistole, dieser galt meine Hauptsorge. Die Waffe lag, zusammen mit den Magazinen, sorgfältig in der Wäsche versteckt

und machte einen unberührten Eindruck, sodass meine Besorgnisse schwanden. Wahrscheinlich hatte einer der Neger, den mein Spezialknoten interessierte, diesen gelöst und dann nicht mehr zusammengebracht. Die Sache war deshalb von Wichtigkeit, weil uns der Kautschukhändler Rabanada, bezüglich unserer Anheuerung ausdrücklich verboten hatte, Schusswaffen mitzunehmen, um, wie er sich ausdrückte, die ohnehin misstrauischen Eingeborenen vom Distrikt Balo escuro nicht zu beunruhigen. An Bord befanden sich offiziell nur eine recht mäßige Jagdflinte und der Colt, den der Steuermann am Gürtel trug. Ich war überzeugt, dass niemand unsere Waffen gesehen hatte, und vergaß den Vorfall.

Wir waren nun schon den vierten Tag unterwegs und das etwas gespannte Verhältnis, das anfangs zwischen uns dreien und den übrigen Expeditionsteilnehmern geherrscht hatte, besserte sich. Die Neger wurden zutraulicher. Señor Marsano, anfangs misstrauisch gegen uns Weiße, wurde freundlicher, als er sah, dass wir seine Stellung als Bootskommandant anerkannten und ihm keine Schwierigkeiten machten. Die Ruderarbeit war anstrengend, doch unsere trainierten Körper hielten durch.

Marsano hatte es als Steuermann nicht leicht. Seine Augen suchten rastlos das Wasser ab, ob nicht ein kleiner Wirbel einen der gefürchteten im Grundschlamm steckenden Bäume verriet. Fuhren wir dagegen, stand es schlecht um uns. Auf den Sandbänken lagen die Krokodile im grellen Sonnenschein, mit offenem Rachen schienen sie die flimmernde Tropenluft in sich einzusaugen, und

mit tückischen, gelbgrünen Augen beobachteten sie uns beim Vorbeifahren.

Reiher spazierten zwischen ihnen und flogen bei unserer Annäherung auf, die dunklen Echsen ließen ihre riesigen Leiber träge ins Wasser gleiten. Oft tauchten die Krokodile unmittelbar vor unseren Rudern auf, und das Wasser, das sie mit dem zackigen Schwanz schlugen, überspritzte uns.

Am Abend des vierten Reisetages, als wir das Lagerfeuer anzündeten, holte Marsano ein Fässchen Schnaps aus dem Bauch des Bootes. Er schickte sich an, eine Rede zu halten, in der er unsere Ruderleistung lobte und uns einlud, den Abend mit ihm im *Recollimento* zu verbringen. Dies war eine geräumige Hütte im Urwald, von einer alten Indianerin bewohnt. Schnaps konnte man dort bekommen. Und wenn sich eine Bootsmannschaft oder etliche Jäger und Platinsucher dort trafen, ertönte das wüste Gejohle der Betrunkenen weithin in den nächtlichen Urwald. Wir nahmen die Einladung lachend an, den Schwarzen leuchteten die Augen. Es wurde gegessen und das Schnapsfässchen angezapft, Marsano erzählte schaurige Geschichten von Leuten, die sich im Urwald verirrt hatten, immer im Kreise gegangen waren, weil ein Bein des Menschen immer stärker sei als das andere, sodass bei vielen tausend Schritten diese geheimnisvolle Drehung zustande kam. Hatte man sie gefunden, waren die Knochen von den Termiten blank gefressen, selbst die Kleider wurden von diesen Tieren vertilgt. Nur die Stiefel blieben übrig, in denen steckte das Gerippe.

Wir sahen über die tanzenden Flammen des Lagerfeuers gegen die drohende Mauer des tropischen Dschungels

gels und dachten mit leichtem Grauen an die furchtbaren Gefahren dieser grünen Hölle. Señor Marsano mochte unsere Gedanken erraten haben. Er lachte und zeigte uns ein neues Kunststück. Er nahm einen Schluck Schnaps in den Mund und sprühte, mit den Lippen prustend, über das Feuer hinweg. Eine eindrucksvolle, bläuliche Flamme entstand, fast zwei Meter hoch. Die Nigger johlten Beifall. Jose, der kleine Basuto, bekam von mir zwei englische Zigaretten geschenkt, mit rotem Mundstück und parfümiert. Er legte Maisbrei auf einen Blechteller, steckte Erdnüsse hinein, goss Schnaps darüber und zündete ihn an. Dieses phantastische Gegengeschenk überreichte er mir. Ich kramte in meinen Taschen, fand einen zerknitterten blauen Briefumschlag, füllte ihn mit feinem Tabak und reichte ihn ihm. Eine wahrhaft königliche Geste, denn niemals konnte der armselige Nigger ein gleichwertiges Geschenk machen.

Wir ließen zwei Neger beim Lager zurück und gingen im grellen Mondschein das Ufer entlang zum *Recollimento*. Die Alte wurde wachgetrommelt, brachte Schnaps und Maiskuchen, der Steuermann, der schon einen mächtigen Rausch zu haben schien und ununterbrochen grölte, holte ein Grammophon hervor, das ein unwahrscheinliches Gekrächze ausstieß. Wir tanzten dann mit der kichernden Alten. Johlend kehrten wir zum Lager zurück. Ich fühlte mich, obwohl an gelegentliche Alkoholexzesse gewöhnt, todmüde und wie gebrochen, wie ich meinte, durch den reichlichen Schnapsgenuss, und schlief sofort ein, kaum dass ich mich in die Decke gerollt hatte. Gegen Morgen

quälte mein schweres Gehirn ein Traum, dass ich mich nicht bewegen konnte, und plötzlich wusste ich im Halbschlaf, dass dies Wirklichkeit war. Entsetzt riss ich die Augen auf und erkannte, dass ich an Armen und Beinen gefesselt auf dem Boden lag. „Ben!“, schrie ich. „Ben!“

„Halts Maul, Idiot!“, knurrte Señor Marsano, der plötzlich neben mir stand. „Den anderen geht’s nicht besser, die können dir nicht helfen.“

„Señor Marsano!“ Ich versuchte, mein schmerzendes Hirn zum Denken zu bringen. „Was hat das zu bedeuten?“

„Und was soll das bedeuten, he?“, schrie Marsano zurück. Er hielt mir meinen blauen Briefumschlag vor die Nase. Ein Firmenkuvert. In der Ecke oben stand *Emanuel Sabata, Bogota, Via de Bolsa 24*. Ich hätte brüllen können vor Wut. Ich hatte einen furchtbaren, nicht wieder gut zu machen- den Fehler begangen. In jenem Umschlag war die Anzahlung für unser Honorar enthalten gewesen. Señor Sabata hatte es mir überreicht. Ich brachte das Geld zur Bank, das Kuvert steckte ich gedankenlos in die Tasche und gab es Jose genauso gedankenlos mit dem Tabak. Bei ihm hatte es der Steuermann gesehen.

„Nun“, knurrte Marsano drohend, „du redest ja nichts. Und eure Pistolen in den Ledersäcken? Spione seid ihr, ich werde mit euch abrechnen!“

„Señor Marsano“, sagte ich. „In San Fernando weiß jeder, dass wir mit Ihnen wegfuhr.“

„Sind schon viele in den Dschungel gegangen und nicht wieder gekommen. Kein Hahn kräht danach! Ist eben ein kleines Unglück geschehen. Ihr seid über Bord gefallen,

die Krokodile haben euch gefressen. Die reine Wahrheit werden wir sagen, die reine Wahrheit! Sollte uns wirklich jemand fragen! Die Krokodile zerfleischten euch vor unseren Augen. Ist schnell geschehen, so ein Unglück. Besonders wenn man ein wenig nachhilft. Passiert oft!“

Die Krokodile! Während der Fahrt sahen wir immer ihre dunklen Rücken aus dem Wasser tauchen. „Ben!“, rief ich verzweifelt auf Englisch. „Ben, ich bin an allem schuld!“

„Shut up!“, schrie Marsano zurück, ein derber Tritt traf mein Schienbein. „Caballeros“, brüllte er dann. „Es ist Zeit, die Krokodile wollen ihr Frühstück!“

Die drei Neger packten Morro und hoben den Gefesselten auf. Plötzlich entglitt ihnen Morro, er bewegte seinen Körper, allein mit der Kraft seines Rückgrats, in die Höhe und hüpfte mit den gefesselten Beinen, die Augen weit aufgerissen im Bestreben, das Gleichgewicht zu halten. Sein Körper flog empor wie ein Fisch, der im Wasser hochspringt. Sein eisenharter Negerschädel traf mit Wucht Marsanos Magengrube. Es gab einen Laut, als werfe man eine saftige Frucht gegen eine Mauer. Marsano überschlug sich und lag regungslos auf dem Rücken. Unterdessen hatte sich Ben Bolt trotz der Fesseln ganz allein aufgerichtet. Morro wälzte sich auf dem Boden, verzweifelt bemüht, hochzukommen, und schrie in seinem Nigger-Englisch: „Mistuh Ben, Mistuh Ben, nimm den Kleinen, ich den Großen!“

Die drei Neger standen verdutzt, ich hatte mich mühsam aufgesetzt.

Da rief Ben Bolt und der metallische Klang seiner Stimme prallte gegen das Blätterdach des Urwaldes, sodass die Papa-

geien kreischend aufflogen. „Vorwärts, Jose, schneid mir die Fesseln durch!“ Und wirklich, der kleine Basuto, ganz im Bann dieser nervenzerreißenden Stimme, zog, ehe die beiden anderen Neger es verhindern konnten, sein Messer aus dem Gürtel und gehorchte. Im nächsten Augenblick sprang Ben Bolt zum bewusstlosen Marsano und riss ihm die Pistole aus dem Holster. Er lachte und schwang die Waffe. Sogleich waren unsere Fesseln gelöst, die drei Nigger standen scheu beim Boot beisammen. Morro lachte, während ihm Ben Bolt anerkennend auf die Schultern schlug.

Schnell sprang ich zum Boot hinunter, öffnete unsere Ledersäcke und kramte die automatischen Pistolen aus. Die drei Neger machten große Augen. Wir ließen Morro bei ihnen, der sie ins Boot zwang und ihnen befahl, dort ruhig sitzen zu bleiben. Ben Bolt und ich gingen zu Marsano. Der lag tief bewusstlos auf dem Rücken, sein Atem ging pfeifend und stoßweise, kleine Schweißperlen bedeckten seine Stirn. Ben Bolt durchsuchte Marsanos Taschen und hielt mir eine kleine Glasphiole hin, die er darin befunden hatte. Sie enthielt den Rest eines weißen, etwas klebrigen Pulvers. Wir zweifelten nicht daran, dass uns Marsano, der seinen Rausch nur simuliert hatte, dieses betäubende Gift, wahrscheinlich indianischer Herkunft, heimlich ins Getränk gegeben hatte, damit er uns gefahrlos fesseln konnte.

Wir berieten, was wir mit ihm tun sollten. Wir packten ihn und trugen ihn ins *Recollimento*, wo wir die Nacht zuvor so wüst gezecht hatten. Der Indianerin erzählten wir, dass dieser Señor über eine Baumwurzel gestürzt sei und sich verletzt habe.